

„Die Keller des Vatikans.“

von F. Schottländer.

1914

Paris, 9. Juli.

André Gide hat einen neuen Roman geschrieben. Der ~~seine und~~ gewandte Psychologe zeigt sich darin von einer neuen Seite. Es ist eine bunte, verwickelte, spannende Abenteuergeschichte. Das Buch heißt: „Les Caves du Vatican“ (im Verlag der „Nouvelle Revue Française“ erschienen). Der Titel klingt sehr geheimnisvoll und Gide weiß die erwachte Neugierde lange genug hinzuziehen, um sie schließlich auf überraschende Weise aufs neue zu spannen. Von den „Kellern des Vatikans“ bekommt der Leser wenig zu sehen, gar nichts, er wird nur in einer weitangelegten Schwindeldi-herumgeführt, aber man wartet beständig darauf, in die finsternen Gänge einzudringen. Die Neugierde wächst, als plötzlich auf diesem französischen „cave“ und dem lateinischen „cave“ ein beirrendes Wortspiel gemacht wird.

Wenn André Gide den alten Abenteuerroman wieder aufleben lassen wollte, dann ist ihm das meisterlich gelungen. Er hat die behagliche Breite der Erzählung, die überraschenden Wendungen, die phantastische Erfindung, die dunkeln Ehrenmänner und die gutmütigen Spießbürger, das unaufgeklärte Verbrechen. Aber er fügt dem alten Muster etwas höchst Eigenes hinzu: die feine psychologische und soziale Charakteristik der Figuren und bestimmter gesellschaftlicher Gegenstände mit dem Hintergrunde ihrer politischen und religiösen Gedankenwelt.

Und was das Schönste ist: diese anscheinend einer freien Phantasie entsprungene Geschichte ruht auf historischer Wirklichkeit, die uns recht nahe liegt. In dem Roman beutet eine Schwindlerbande ein paar fromme Katholiken aus. Die Schwindler erzählen ihren Opfern, der Papst würde von seinen Feinden in den Kellern des Vatikans gefangen gehalten und der offizielle Inhaber des Heiligen Stuhles sei ein falscher Papst. Die guten Leute rüden mit ihrem Gelde heraus, senden jemanden nach Rom, um den wahren Papst zu retten. So geht's in üppiger Phantasie weiter.

Gide selbst erwähnt an einer Stelle, daß er sich auf ein tatsächliches Ereignis stützt, und das „Journal des Débats“ gräbt eine Protokolle aus dem Jahre 1898 aus, welche jene ungeheure Phantasie ausfüllend schildert. Ein begüterter und bejahrter Herr Jordan aus Lyon begeistert sich sehr für die Wiederkehr der Bourbonen und geriet in die Hände eines Schwinders, der seinen Glauben an die angeblichen Wänimlinge Ludwigs XVII. ausnützte. Die Schwindlerin nahm große Dimensionen an. Man arbeitete mit Beweiserinnen, gründete in dem Dorfe Volana ein Kloster, das

schließlich die Aufmerksamkeit und die Baunkasse der lichen Behörden auf sich zog. Aber Herr Jordan wurde daraufhin nach Lier in die Schwinderei verstrickt. Man machte ihm weiß, die stärkste Beurlaubung ginge von einem falschen Papste aus, und der gute alte Herr ließ sich herbei, eine Art Kreuzzug zur Befreiung des gefangenen wahren Papstes zu finanzieren.

Mit dieser historischen Vorgehensweise hat Gide sehr frei geschaltet. Er setzte Personen eigener Erfindung hinein und er machte aus ihnen Typen, die ihre Gesellschaftskreise treffend repräsentieren. Darauf kam es dem Autor in erster Linie an oder vielmehr in letzter Linie. Denn die bunte Abenteuerlichkeit, die er auftrifft, genügt beinahe, um den Roman anziehend zu machen. Der rein psychologischen Menschenkenntnis sind wir längst müde. Die modernen Nachahmer Stendhal haben übersehen, daß der Verfasser der „Chartreuse und Nour“ seine Figuren in ganz romantischer Erlebnisse hineinsetzte, daß das Außergewöhnliche ihm dazu diente, die Ecken der Seelen zu durchleuchten, die sich im Alltag nie erhellen. Eine phantastische Handlung braucht dem Roman durchaus nicht jene Wahrheit zu nehmen, auf die es allein ankommt, die Wahrheit der Charaktere. Gide mischt die Dose übrigens mit fein abwiegendem Geschma. Er weiß von der nüchternen, sogar derben Charakteristik, in welcher scharfe soziale Ironie setzt, ins freieste Spiel der Einbildungskraft unzuwringen, um ein paar kuriose psychologische Züge zu skizzieren, wie den Mord, den ein junger Abenteuerer in der Eisenbahn an einem ihm unbekanntem Mitreisenden begeht, bloß weil ihm der Gedanke durch den Kopf schöß, ohne jedes kriminelle Motiv.

In dem flimmernden Phantasiespiel schwebt, von Zeit zu Zeit in festeren Umrissen erscheinend, ein Gemälde Frankreichs. Die förmlichen Kreise der Provinz werden in den Figuren einiger Damen und einiger Männer, besonders des Amédée Henriette, vor den Augen lebendig. Darin ist da ein Romantischer, Mitglied der Academie, von jener konservativen Geistesrichtung, die unter der Kuppel jetzt sehr beliebt ist, ferner ein Professor, aufklärter Freidenker, dessen Frau streng katholisch denkt und empfindet, der sich selbst in den frommen Kreis zurückziehen läßt. In diesen Personen scheint jeder Strich dem Leben nachgehmt zu sein, alles ist scharf positiv gesehen. Hier liegt auch der Schwerpunkt des Romans, über dem die Kriminalgeschichte sich wie eine lustige Arabeske aufbaut. In dem Gegenja zwischen diesem soliden einfalligen Bürgerium und der internationalen Schwindlerbande erscheint übrigens eine Konstruktivkraft, deren sich Gide wohl bewußt war. Auch in der Schwindlerbande gibt es scharf gezeichnete Figuren. Der Held Lafabio ist der natürliche Sohn eines französischen Diplomaten; der in einer balkanischen Hauptstadt sich eine Zeit lang aufhielt. Der erhabene

... von Paris auf, erhält einen Teil der Erbschaft, bleibt aber tief in die Welt verknüpft, in der er aufgewachsen war, in jene kosmopolitischen Milieus, in denen man beständig auf der schmalen Grenze zwischen der geordneten Existenz und dem Abenteuerertum dahinwandelt. Cascadio läßt sich von den Spießgesellen hinabziehen, besitzt aber auch die rührige Intelligenz und Energie, die Genossen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und sich zu retten. Und der Roman endigt mit der Liebe des vaterlandslosen Sprößlings und des formmen patriotischen Akademikers.

Gide nennt seinen Roman auf dem Titel eine „sotie“. Im Mittelalter bezeichnete man damit eine groteske Komödie, die von „sots“, von Einfältigen gespielt wurde. Ihr Ursprung lag wahrscheinlich in einer alten Parodie kirchlicher Zeremonien, welche von der Geistlichkeit verboten wurde. In dem Buche klingt der halbnärrische Ton der „Sotie“ von Anfang bis zu Ende durch. Gide läßt stets gelinde Zweifel, ob er im Ernst oder Späß spricht, aber der Ton paßt wunderbar in die Abenteuerlichkeit, die spannt und amüsiert.